

MATHIAS MAYER

Gefährliche Genealogien

Andreas Geyer: *Friedrich Georg Jünger. Werk und Leben*,
Wien/Leipzig: Karolinger 2007,
319 S.

Es ist nicht das Verdienst von Friedrich Georg Jünger, daß man dieses Buch – das erste, das ihm im Umfang einer Gesamtdarstellung gewidmet ist – als einen Beitrag zur Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts und seiner dunkelsten Seiten ernst nimmt. Das auf den ersten Blick harmlos erscheinende Genre der Biographie muß hier enorme Spannungen überbrücken – Spannungen zwischen einer extrem gefährlichen Geistfeindschaft auf der einen Seite und einer Natur- und Verantwortungsethik auf der anderen Seite, deren Denkanstöße keineswegs obsolet sind. Viele der Widersprüche des 20. Jahrhunderts zeichnen sich als Risse und Brüche auf dem Weg F.G. Jüngers ab; daß sich dabei die Irritationen und Störpotentiale, die aus seinen Werken hervorgehen, nicht nur als Teil der jüngeren Ideen- und Ideologiegeschichte verbuchen lassen, sondern aktuell wirkmächtig bleiben, gehört zu den wichtigsten Erträgen der «Werk und Leben» thematisierenden Publikation Andreas Geyers.

Ein großer Teil der Motivation seines Buches liegt im Versuch einer Wiedergutmachung, einer Aufarbeitung: Daß der von der sogenannten Jahrhundertgestalt seines älteren Bruders verschattete Autor einer eigenen Würdigung bedürfe, ist, wie die Dankagung berichtet, einer deutlichen Anregung Ernst Jüngers selbst entnommen, für die Geyer umfassende Studien betrieben hat. Während das Buch schon mit zahlreichen unbekanntem Fotos auch einen dokumentarischen Rang beanspruchen kann, werden unveröffentlichte Materialien aus dem Nachlaß – es ist (S. 305) von umfangreichen Tagebüchern, Briefen und Dokumenten die Rede – eher sporadisch genutzt. Gelegentlich muß sich der Verfasser gar auf den Blick anderer verlassen (S. 92 f.).

In seiner kritischen, wenn auch stets biographisch und werkchronologisch fokussierten Auseinandersetzung mit dem Hintergrund der Weimarer Republik bleibt der Autor u. a. an Kurt Sontheimer und Stefan Breuer orientiert; nur gelegentlich unterläuft dabei der Versuch einer betulichen Belehrung im Stil von «Wenn wir nun auch diese Passage etwas eingehender betrachten, können wir feststellen» (S. 27). Allerdings ist es der Erzählerstimme des Biographen zuzuschreiben, wenn er mitunter meint, seinen Protagonisten mehr entlasten zu müssen, als gerechtfertigt ist: Es bleibt dem Leser beispielsweise vorenthalten, warum «wir» angesichts der radikal antiintellektuellen, von erheblichen anti-humanitären Zynismen durchsetzten Haltung Jüngers in den späten 1920er Jahre sollten «vermuten dürfen, daß sie ihm selber nicht so recht geheuer» war (S. 62). Hier meldet sich ein Gestus der Entlastung, der seine Rechtfertigung nicht aus der thematischen Zeit, sondern von jenseits, aus Jüngers späterer Entwicklung nach 1945, zu holen versucht – ein zugleich problematisches wie zum Glück auch nur sporadisch angewendetes Verfahren.

Der Spagat zwischen nüchterner Geschichtsschreibung und der Würdigung des in der Bundesrepublik wieder zu Ehren gekommenen Schriftstellers bedeutet, daß das Buch durch den Morast vielfacher Verwirrungen führen muß: Die als Veteranenkitsch diskreditierte Weltkriegslyrik (S. 66), die nachgerade peinliche Polemik gegen Thomas Manns *Zauberberg* (S. 55 f.) oder die militaristische Vereinnahmung ausgerechnet von Trakls *Grodek*-Gedicht (S. 59) gehören in den Zusammenhang einer verhängnisvollen Geist-Blut-Konfrontation. Und die Machtergreifung 1933 wird von Jünger irrationalistisch als Ergebnis der verhaßten Demokratie begriffen und abgelehnt, der Rassismus der Nationalsozialisten nicht im Sinne der Vernunft, sondern als unergiebigem Rationalismus verworfen (S. 80). Wenn Jünger in seiner Ablehnung der Demokratie deren vermeintlich letzte Erscheinungsform – den Reichskanzler Hitler – in einem Aufsatz von

1934 als «Scheinkönig» und bloßen «Schauspieler des Königstums» entlarvt, trennen ihn Welten politischer Erkenntnis von dem mit ihm gleichaltrigen Emigranten Bertolt Brecht, der Hitler als den «Anstreicher» überführte. Die Meldung, wonach Jünger wegen bevorstehender Verhaftung durch die Gestapo nach Schweden geflohen sei, erwies sich zwar als falsch, aber seine antikisierende Elegie *Der Mohn* konnte doch als politische Abrechnung gelesen werden – von Thomas Mann anerkennend als ein Zeichen «von fabelhafter Aggressivität gegen die Machthaber» (Tagebuch 30. November 1934) gewürdigt und von der Gestapo schließlich als «verdächtig» eingestuft (S. 88 ff.). Begleitet werden die regimekritischen Texte Jüngers von einer Orientierung an der Antike, von der Verwerfung der Technik und der Linearität der modernen Zeit. Indem hier Gedanken Nietzsches, vor allem der der ewigen Wiederkehr, weitergesponnen werden, kommt es zur intellektuellen und schließlich auch zur persönlichen Begegnung mit Martin Heidegger, 1942 in Überlingen. Mehr als eine literarisch verdichtete Distanzierung oder mythisch verbrämte Gegenphantasie hat Jünger aber dieser dunkelsten Zeit nicht entgegengestellt, und vor allem hat er, wie hier zu lesen ist (S. 117), sich auch später nicht über sein sehr heikles politisches Engagement in der Zeit der Weimarer Republik geäußert. Am 9. September 1946 schreibt er in einem Leserbrief uneinsichtig: «An einer Verteidigung ist mir nicht gelegen» (S. 124).

Am weitesten entfernt sich das Buch dort von Jüngers Selbstbild, wo der Verfasser Jüngers essayistisches Hauptwerk, *Die Perfektion der Technik* (begonnen wohl 1939, gedruckt 1943/1946) in die intellektuelle Nähe der *Dialektik der Aufklärung* einerseits, Elias Canettis (oder: der modernen, an Le Bon und Freud geschulten) Massenpsychologie andererseits zu rücken versucht. Freilich fehlt in Jüngers Immunisierungsversuch gegenüber der Barbarei das sowohl bei Adorno/Horkheimer wie auch bei Canetti grundlegende geschichtsphilosophische Ver-

antwortungsbewußtsein weitgehend (vgl. S. 152). Wenn er 1949 in *Maschine und Eigentum* eine «mechanische Gefühllosigkeit gegenüber dem Leiden» konstatiert und «Scheußlichkeiten» einräumt, «deren Anfänge wir jetzt kennen», fällt der Blick allein auf die Unpersönlichkeit des Apparates – persönliche Schuld, sei sie moralisch, sei sie politisch, blendet Jünger aber geradezu kategorisch aus. Angesichts der harmlosen Nachkriegslyrik konstatierte daher schon Ernst Niekisch den Verlust zeitgemäßer Reflexion: «Diese Heiterkeit», schreibt er 1947 an Jünger, «mag in der unberührten Bodenseelandschaft immerhin noch überzeugend und ganz stilvoll wirken, mit den Berliner Ruinen im Hintergrund ergibt sich aber eine eher quälende Dissonanz» (S. 142).

In den 1950er und 1960er Jahren gewinnt Jünger die größte Aufmerksamkeit, er wird mit Literaturpreisen bedacht und spielt in der Öffentlichkeit die Rolle eines gewichtigen Intellektuellen. Die Fülle der damals entstandenen Werke wird von Geyer selbst als «Programmprosa» beschrieben (S. 162), als Einlösung zahlreicher Vorstellungen, die schon zuvor angelegt waren. So wird *Dalmatinische Nacht* von 1950 auf den Mythos bezogen, als ein geschickt interpretiertes «Privatissimum bei Dionysos» (S. 165), wenngleich nicht zu übersehen ist, daß der Duktus des Buches hier gelegentlich ins Referieren kippt. Freilich kommt dem Verfasser die exzellente Kenntnis des Gesamtwerks, sein wacher Blick für den Hintergrund der Zeitdebatten und sein interpretatorischer Scharfsinn zugute. Vor allem aber erlauben die roten Fäden einer sensiblen Aufmerksamkeit immer wieder die Orientierung in diesen großen Textmengen: sei es der Blick auf Problematik und Chancen autobiographischen Schreibens, sei es der Leitgedanke der ewigen Wiederkehr (der etwa auch im Essay über *Rhythmus und Sprache im deutschen Gedicht* eine Rolle spielt). Am ergiebigsten und erstaunlichsten ist dabei die Figur des Fremden, des Unheimlichen, die Geyer immer wieder hervorhebt und als Generalbaß durch das ganze Buch ver-

folgt. Eine schon früh angelegte Dialektik von Fremdheit und Vertrautheit (S. 25 ff.) nimmt später als «Heimholung des Unheimlichen» Gestalt an (S. 35), wird dann aber im Zeichen der «Entfremdung» (S. 99, S. 114) differenziert, um schließlich als Vorlage für phänomenologische und hermeneutische Perspektiven im Licht von Freud und Julia Kristeva (S. 214 ff.) die wichtigsten Seiten dieses Buches zu ergeben. Es ist die kundige Sicherheit des Interpreten, die sich gerade hier von den eingeschränkten Zwecken einer Biographie löst, um die gedankliche Substanz der Jüngerschen Texte für ein umfassenderes Gespräch zu retten – eine Leistung, die Kritik am Gegenstand einschließt: So kündigt Geyer die Gefolgschaft auf, wo sich Jünger gar zu unbekümmert in die Höhen der Sprachphilosophie aufzuschwingen versucht (S. 226 ff.).

Daß Jüngers nachgelassener Roman *Heinrich March* als *Buddenbrooks*-Analogie gelten soll (S. 275), ist wohl dem nachträglichen Rechtfertigungsversuch eines stets wissentlich und willentlich heiklen Autors geschuldet, dessen «halbherziger Umgang mit den Bedingungen und Forderungen der Zeit» (S. 278) vor allem unter Verdacht bleibt. Seine Technikkritik erweist sich als zugleich hellsichtig und politisch bedenklich: Überlegungen, die einen heutzutage grünen Anschein haben mögen, stehen im ursprünglichen Äußerungskontext im Verdacht einer braunen Mißbrauchbarkeit. So etwa, wenn Jünger am 10. Juli 1927 in der hochverdächtigen Wochenschrift «Arminius. Kampfschrift für deutsche Nationalisten» mit eindeutiger Schlagseite behauptet: «Im Leib der von Kabeln, Kanälen, unterirdischen Bahnen durchbohrten Erde beginnt es, im Gewirr der Drähte, der elektrischen Züge, der Eisenschienen setzt es sich auf der Erde fort, in dem von Funksprüchen, Flugzeugen und Luftschiffen durchkreuzten Aether endet es. Noch einmal, ist dies ein friedliches Schauspiel? Man beklagt die Toden des großen Kriegs, aber heute schon fallen vor dem Getriebe der Motore, der Bergwerke und Fabriken, der Schiffe und Flugzeuge auf dem Erdball

mehr Menschen im Jahre als in der gleichen Zeit im Kriege dahinsanken.»

Vierzig Jahre später sprach Jünger in der Bayerischen Akademie der schönen Künste über *Wachstum und Planung*, ein erstaunlich frühes und gleichwohl konservatives Plädoyer für den Umweltschutz: «Die Verschmutzung des Wassers ist nicht nur ein chemischer Vorgang; sie kennzeichnet die moralische Beschaffenheit des Menschen. Wenn aus Bächen, Flüssen, Strömen Ableiter von technischer und organischer Jauche werden, wenn die Teiche und Seen veralgen, das Leben in ihnen abstirbt, Pflanzen, Fische und Vögel verschwinden, wenn man aus den Quellen nicht mehr trinken, im Wasser nicht mehr baden kann, wenn es gefiltert und gechlort werden muß, um Epidemien zu verhindern, dann ist nicht nur der Haushalt der Natur in Unordnung, sondern auch der des Menschen.» (S. 138)

Die Gefahren der Genforschung wie der Atomkraft rückt Jünger früh (1969), aber offenbar fast resonanzlos in den Blick; seine Sympathie mit der Antibürgerlichkeit der 68er-Revolution beschränkt sich auf gemeinsame Gegnerschaft, wird aber nicht politisch. Deshalb muß Geyer auch Jüngers Kapital-Kritik in der von diesem herausgegebenen Zeitschrift *Scheidewege* im Zusammenhang einer «rechten Ökologie» problematisieren (S. 258).

In seinen besten Teilen wächst das Buch von Andreas Geyer über die beengte Zielsetzung der Biographie und Autorenmonographie hinaus. Der Versuch, zwischen Zeitdarstellung, Lebensbild und kritischer Würdigung zu vermitteln, kann nicht bruchlos aufgehen. Als Spiegel und Reflexion von «Verwirrungen, Verdrängungen und Amnesien des 20. Jahrhunderts» (S. 297), denen es weiterhin nachzuforschen gilt, verdient Geyers Arbeit jedoch allemal Beachtung.